

Markus Werning

DIE LOGISCHE INTRANSPARENZ INTENTIONALER ZUSCHREIBUNGEN

Eine Einführung für Einsteiger

Der Begriff der Intentionalität kann zumindest bis zu Roger Bacon, Thomas von Aquin und Johannes Duns Scotus zurückverfolgt werden. Das lateinische Wort ›intentio‹ wurde in einem philosophischen Sinne zuerst als eine gelehrte Übersetzung zweier arabischer Terme gebraucht: ›maʿqul‹, Al-Farabis Übersetzung des griechischen ›noema‹, und ›maʿna‹, Avicennas Ausdruck für etwas, das sich in einem Gedanken vor dem Geiste befindet. Das Bewusstsein dessen, was später als das Problem der Intentionalität bekannt wurde, lässt sich unter Umständen bereits in Aristotles' *Über die Seele* nachweisen (Crane, 1998). Der moderne Begriff wurde von Franz Brentano in die Philosophie wiedereingeführt. Für ihn war Intentionalität das allgemeine Kennzeichen des Mentalen, wie das folgende Zitat belegt:

Jedes psychische Phänomen ist durch das charakterisiert, was die Scholastiker des Mittelalters die intentionale (auch wohl mentale) Inexistenz eines Gegenstandes genannt haben, und was wir, obwohl mit nicht ganz unzweideutigen Ausdrücken, die Beziehung auf einen Inhalt, die Richtung auf ein Objekt (worunter hier nicht eine Realität zu verstehen ist), oder die immanente Gegenständlichkeit nennen würden. Jedes enthält etwas als Objekt in sich, obwohl nicht jedes in gleicher Weise. In der Vorstellung ist etwas vorgestellt, in dem Urteile ist etwas anerkannt oder verworfen, in der Liebe geliebt, in dem Hasse gehasst, in dem Begehren begehrt usw. Diese intentionale Inexistenz ist den psychischen Phänomenen ausschließlich eigentümlich. Kein physisches Phänomen zeigt etwas Ähnliches. (Brentano 1924, S. 124f.)

Intentionale Zustände sind, wie Brentano ausführt, Zustände die auf etwas gerichtet sind. Worauf sie gerichtet sind wird gelegentlich ihr intentionaler Gegenstand oder ihr intentionales Objekt genannt. Um Verwirrungen vorzubeugen, werde ich mich dieser Terminologie hier nicht anschließen, weil intentionale Zustände auch auf etwas anderes als einen Gegenstand oder ein Objekt im engeren Sinne gerichtet sein können. Sie können etwa auf Propositionen gerichtet sein – ich neige in der Tat zu der Auffassung, dass intentionale Zustände typischerweise, wenn nicht sogar stets, auf Propositionen und nicht auf Gegenstände oder Objekte im engeren Sinne

gerichtet sind. Statt zu sagen, dass intentionale Zustände auf einen Gegenstand oder ein Objekt gerichtet sind, ziehe ich es vor, Brentanos erster Formulierung zu folgen und davon zu reden, dass intentionale Zustände charakteristischerweise einen Inhalt oder – in heutiger Terminologie – einen *Gehalt* haben.

Wie Brentano (1924, S. 125 ff.) selbst bemerkt, beziehen sich intentionale Zustände nicht im engeren Sinne einer Relation auf ihren Gehalt. Denn damit eine Relation zwischen A und B, besteht, müssen – zumindest nach den Regeln der klassischen Logik – sowohl A als auch B existieren. Es wäre nicht wahr, dass der gegenwärtige Präsident Frankreichs in der Relation des Größer-Sein-Als zu dem gegenwärtigen Präsidenten der Vereinigten Staaten steht, wenn einer der beiden Präsidenten nicht existierte. Die Gehalte intentionaler Zustände hingegen brauchen nicht real zu sein. Den Teufel zu fürchten impliziert nicht, dass der Teufel existiert. Die Proposition, dass der Teufel existiert, braucht nicht wahr zu sein, wenn jemand glaubt, dass es den Teufel gibt.

Es wäre, wie Russell (1904, S. 204) bereits warnte, allerdings unangemessen, aus der Beobachtung, dass die Gehalte intentionaler Zustände manchmal nicht draußen in der Welt vorkommen, zu folgern, dass sie deshalb in unserem Geist existieren. Dem ist so, obwohl wir alltagsprachlich gelegentlich von einer Person, die etwas Inexistentes wünscht, sagen, dass das gewünschte Objekt »nur in ihren Gedanken existiert«. Wenn ein fanatischer Monarchist wünscht, Frankreich möge vom König von Frankreich regiert werden, ist es ebenso falsch zu sagen, dass irgendein König von Frankreich Teil des Geistes der Person ist, wie es falsch wäre zu sagen, dass der Präsident von Frankreich, der tatsächlich existiert, Teil irgendeines republikanischen Geistes ist, nur weil diese Person wünscht, Frankreich möge vom Präsidenten Frankreichs regiert werden. Intentionale Zustände haben einen Geist-externen Gehalt, es sein denn, der fragliche intentionale Zustand besteht in irgendeiner Reflektion über den Geist selbst. Geist-extern heißt dabei nichts weiter, als kein Teil des Geistes zu sein. Es heißt insbesondere nicht »draußen in der Welt« oder »ein Teil der Welt«, will sagen, Welt-immanent zu sein. »Geist-extern« und »Welt-immanent« sind keine deckungsgleichen Prädikate.

Die Tatsache, dass der Gehalt intentionaler Zustände nicht real sein braucht, ist für das logische Merkmal der Opazität mitverantwortlich. Statt von Opazität oder logischer Intransparenz zu reden, gebraucht man für exakt das gleiche Merkmal gelegentlich auch den Ausdruck »Intensionalität«. Dieser Ausdruck ist wegen seiner phonologischen Nähe zum Wort »Intentionalität« allerdings anfällig für Missverständnisse und wird von mir vermieden. Alle Zuschreibungen von intentionalen Zuständen, die den Gehalt dieser Zustände explizit nennen, sind – zumindest in ihrer (normalen) de-dicto-Lesart – opak. Opazität ist eine Eigenschaft von Sätzen, die durch das Misslingen einer der beiden Schlussmuster *Existentielle Generalisierung* und *Koreferentielle Substitution* definiert ist. Sätze oder Satz schemata mit der Eigenschaft der Opazität werden opake (oder intentionale) Kontexte genannt. Sowohl das Prinzip der Existentiellen Generalisierung als

auch das Prinzip der Koreferentiellen Substitution spielen eine große Rolle in der zeitgenössischen philosophischen Logik. Das Studium der Verletzungen dieser Prinzipien hat u. a. zur Entwicklung intensionaler Logiken geführt (z. B. Lewis & Langford, 1932; Carnap, 1947; Zalta, 1988).

Das Prinzip der Existentiellen Generalisierung ist auf natürlichsprachliche Sätze anzuwenden, die einen singulären Term, wie zum Beispiel einen Eigennamen oder eine definite Kennzeichnung enthalten. Nehmen wir an, dass s ein deutscher Satz sei und ein singulärer Term t darin vorkomme, so dass s die Form $\langle \dots t \dots \rangle$ hat. Gehen wir weiter davon aus, dass s' derjenige Satz sei, den man erhält, wenn man zunächst t je nach seinem grammatischen Geschlecht durch eines der Pronomen $\langle \text{er} \rangle$, $\langle \text{er} \rangle$, oder $\langle \text{sie} \rangle$ oder entsprechende Deklinationsformen ersetzt, dem Satz sodann die Wortfolge $\langle \text{Es existiert etwas (jemand) derart, dass} \rangle$ voranstellt und ihn abschließend – was eine grammatische Besonderheit des Deutschen verlangt – in Verbfinalstellung bringt. Es soll dabei besonders in komplexeren Fällen sichergestellt werden, dass das eingeführte Personalpronomen und das angefügte Indefinitivpronomen $\langle \text{etwas} \rangle$ bzw. $\langle \text{jemand} \rangle$ denselben Diskursreferenten haben. Weiterhin soll das Verb $\langle \text{existieren} \rangle$ in seiner zeitlosen Verwendung im Sinne von $\langle \text{existierte, existiert oder wird existieren} \rangle$ interpretiert werden. Der resultierende deutsche Satz s' hat schließlich die Form $\langle \text{Es existiert etwas (jemand) derart, dass} \dots t \dots \rangle$. Existentielle Generalisierung ist nun das Prinzip, demzufolge wir s' aus s folgern dürfen. Aus dem Satz $\langle \text{Napoleon traf Zar Alexander in Erfurt} \rangle$ dürfen wir so den Satz $\langle \text{Es existiert jemand derart, dass Napoleon ihn in Erfurt traf} \rangle$ schließen. Diese Ableitung ist semantisch gültig – die Wahrheit der Prämisse bleibt in der Konklusion erhalten –, weil $\langle \text{treffen} \rangle$ eine Relation (im engeren Sinne) denotiert, für deren Bestehen beide Relata existieren müssen.

Die Situation verhält sich anders, wenn wir es mit Verben zu tun haben, die dazu dienen, intentionale Zustände zu denotieren, oder deren Denotationen intentionale Zustände zumindest involvieren. Aus dem Satz $\langle \text{Sherlock Holmes inspiriert moderne Detektive noch immer} \rangle$ dürfen wir nicht folgern $\langle \text{Es existiert jemand derart, dass er moderne Detektive noch immer inspiriert} \rangle$. Das grammatische Subjekt des Verbs $\langle \text{inspirieren} \rangle$ braucht keinen existierenden Gegenstand zu bezeichnen, damit ein Satz, der das Verb enthält, wahr wird. Wir sagen, dass der satzartige Kontext $\langle \dots \text{inspiriert} \dots \rangle$ ein opaker Kontext ist, weil er zur Verletzung eines der beiden Schlussprinzipien führt. Mit weniger terminologischer Strenge sagen wir *pars pro toto* auch, dass das Verb $\langle \text{inspirieren} \rangle$ einen opaken Kontext konstituiert. In ähnlicher Weise sind wir nicht dazu berechtigt, aus dem Satz $\langle \text{Ponce de Leon suchte die Quelle der ewigen Jugend} \rangle$ den Satz zu folgern $\langle \text{Es existiert etwas derart, dass Ponce de Leon es suchte} \rangle$. Denn das Verb $\langle \text{suchen} \rangle$ stellt wie das Verb $\langle \text{inspirieren} \rangle$ einen opaken Kontext dar. Die Prämisse setzt nicht voraus, dass das grammatische Objekt von $\langle \text{suchen} \rangle$ ein existierendes Objekt denotiert.

Eine bedeutsame Klasse opaker Kontexte, die dem Prinzip der Existentiellen Generalisierung nicht gehorchen, sind bestimmte Verb + dass-Satz-Konstruktio-

nen: Aus dem Satz ›Karl glaubt, dass Napoleon Zar Alexander in Erfurt traf‹ dürfen wir nicht den Satz schließen ›Es existiert jemand derart, dass Napoleon ihn in Erfurt traf‹. (Anmerkung: Es wird gelegentlich vorgeschlagen den ersten Satz nicht *de dicto*, sondern *de re* zu lesen, also als Synonym zu ›Von Zar Alexander glaubt Karl, dass Napoleon ihn in Erfurt traf‹. In der *de-re*-Lesart wäre die Schlussregel der Existentiellen Generalisierung gültig. Ich erachte die *de-re*-Lesart jedoch als eher unnatürlich und ziehe es vor, Sätze diese Art *de dicto* zu lesen.)

Verb + dass-Satz-Konstruktionen, die von diesem Typ sind und intentionale Zustände beschreiben, werden auch Sätze propositionaler Einstellung genannt (Sätze also, die propositionale Einstellungen beschreiben). Sie werden heute durch die Bank als opake Kontexte aufgefasst (sofern man sie *de dicto* liest). Man beachte jedoch, dass auch Sätze, die keine intentionalen Zustände beschreiben, durchaus das Prinzip der Existentiellen Generalisierung verletzen und deshalb einen opaken Kontext konstituieren können. Ein nicht-intentionales Beispiel für einen opaken Kontext, der gegen die Regel der Existentiellen Generalisierung verstößt, ist der kontrafaktische Konditionalsatz ›Wenn der König von England sich scheiden ließe, müsste er als englischer König abdanken‹. Der Satz ist wahr, wie ich als eingefleischter Republikaner annehme, der nicht im Einzelnen mit den Gepflogenheiten der britischen Monarchie vertraut ist. Trotzdem ist sein existentiell generalisiertes Pendant ›Es existiert jemand derart, dass wenn er sich scheiden ließe, er als englischer König abdanken müsste‹ zumindest in seiner zeitabhängigen Lesart falsch. Denn England hat gegenwärtig keinen König, der abdanken könnte, sondern eine Königin.

Während das Prinzip der Existentiellen Generalisierung durch die (falsche) Intuition motiviert zu sein scheint, dass worüber man reden könne, auch existieren müsse, gründet das Prinzip der Koreferentiellen Substitution in der (ebenfalls nicht generell wahren) Intuition, dass ein Satz, der einen Gegenstand erwähnt, wahr oder falsch ist, gleichgültig mit welchem Ausdruck der Gegenstand bezeichnet wird. Nehmen wir an, s sei ein Satz der deutschen Sprache, der einen singulären oder generellen Term t enthalte, so dass s die Form hat ›... t :::‹. Nehmen wir weiter an, dass s' derjenige Satz sei, den man bekommt, indem man t durch einen singulären bzw. generellen Term t' in s ersetzt. Koreferentielle Substitution ist nun das Prinzip, demzufolge wir s' aus den Prämissen s und › t ist identisch mit t' ‹ schließen dürfen.

Ein einschlägiges Beispiel für das Prinzip der Koreferentiellen Substitution ist der Schluss von den Prämissen ›Mark Twain schrieb *Huckleberry Finn*‹ und ›Mark Twain ist identisch mit Samuel Clemens‹ auf die Konklusion ›Samuel Clemens schrieb *Huckleberry Finn*‹. Die Wahrheit der Prämissen bleibt hier in der Konklusion erhalten. Wenn wir jedoch eine intentionale Zuschreibung wie ›Karl glaubt, dass Mark Twain der Autor von *Huckleberry Finn* ist‹ betrachten, sehen wir, dass die Regel der Koreferentiellen Substitution ihre Gültigkeit verliert. Denn wir können uns vorstellen, dass Karl nicht weiß, dass Samuel Clemens unter dem

Pseudonym ›Mark Twain‹ veröffentlichte. Obwohl die Identität zwischen Mark Twain und Samuel Clemens besteht, ist die Wahrheit der durch koreferentielle Substitution gewonnenen Konklusion ›Karl glaubt, dass Samuel Clemens der Autor von *Huckleberry Finn* ist‹ nicht mehr gewährleistet.

Auch bei dem zweiten unserer beiden Prinzipien sollten wir uns bewusst sein, dass es nicht ausschließlich von Sätzen über intentionale Zustände verletzt wird. Viele modallogische Sätze etwa verletzen es ebenso. Ein berühmtes Beispiel ist der Satz ›Die Zahl Neun ist notwendigerweise größer als die Zahl Sieben‹. Dieser Satz ist wahr, weil alle mathematischen Wahrheiten notwendige Wahrheiten sind. Wenden wir aber Koreferentielle Substitution zusammen mit der weiteren Prämisse ›Die Anzahl der Planeten unseres Sonnensystems ist identisch mit der Zahl Neun‹ an, so erhalten wir ›Die Anzahl der Planeten unseres Sonnensystems ist notwendigerweise größer als die Zahl Sieben‹. Dieser Satz ist falsch. Denn zwar stimmt es, dass die Anzahl der Planeten größer als die Zahl Sieben ist. Aber das ist nicht notwendigerweise so, sondern ein kontingentes Faktum aus der Geschichte des Weltalls. Das Adverb ›notwendigerweise‹ stiftet also ebenfalls einen opaken Kontext.

Wir sehen also, dass das Merkmal der Opazität zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung zur Charakterisierung intentionaler Zuschreibungen ist. Dies ist zumal deshalb nicht zu vernachlässigen, weil das logische Merkmal der Opazität es uns nicht erlaubt, die Natur intentionaler Zustände erschöpfend zu definieren. Wir erinnern uns, dass dies das ursprüngliche Anliegen Brentanos war. Die formale Charakterisierung von intentionalen Zuschreibungen als opake Kontexte erlaubt uns allerdings, intentionale Zuschreibungen und ihre kognitive Repräsentation und Verarbeitung in eine allgemeine Theorie der Repräsentation und Verarbeitung opaker Kontexte einzubetten.

Die Beobachtung, dass die Gehalte intentionaler Zustände weder Teil der Welt noch des Geistes sein brauchen, ist als Brentanos Problem der Intentionalität bekannt geworden. Obwohl es zahlreiche Lösungsversuche in der Philosophie gegeben hat – die am weitesten reichenden Lösungsstrategie kann man, wie ich glaube, in der von Lewis (1973) inspirierten möglichen-Welten-Semantik finden –, harret dieses Problem bislang einer wirklich zufriedenstellenden Lösung. Brentanos Problem bleibt eine Herausforderung nicht nur für die formale Logik und Semantik, sondern auch für die Kognitionswissenschaften.

LITERATUR

- Brentano, F. (1924). *Psychologie vom empirischen Standpunkte* (Bd. 1; O. Kraus, Hrsg.). Hamburg: Felix Meiner.
- Carnap, R. (1947). *Meaning and necessity*. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Crane, T. (1998). Intentionality. In *Routledge encyclopedia of philosophy*. London: Routledge.
- Lewis, C. I., & Langford, C. H. (1932). *Symbolic logic*. New York: The Century Company.
- Lewis, D. (1973). *Counterfactuals*. Oxford: Blackwell.
- Russell, B. (1904). Meinong's theory of complexes and assumptions. *Mind*, 13, 204–19, 336–54, 509–24.
- Zalta, E. N. (1988). *Intensional logic and the metaphysics of intentionality*. Cambridge, MA: MIT Press.